

Kirchenblatt

für die reformierte Schweiz

Basel, 18. Oktober 1951 Druck und Verlag Friedrich Reinhardt AG · Basel 12 107. Jahrgang · Nr. 21

Erscheint alle 14 Tage Donnerstags. Abonnementsbestellungen sind zu richten an Friedrich Reinhardt AG., Missionsstraße 36, Basel 12, Telephon 4 38 90. Bezugspreis jährlich Fr. 16.—, halbjährlich Fr. 8.—; Ausland halbjährlich Fr. 1.50 Portozuschlag. Einzelpreis Fr. —.90. Postcheck V 145. Anzeigen nehmen der Verlag sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen. Preis 20 Cts. für die einspaltige Millimeterzeile, Ausland 25 Cts. Letzter Annahmetermin Montag Morgenpost. Ablehnung nicht geeigneter Anzeigen vorbehalten.

Inhalt: H. K.: Jedermann. K. Lüthi: Offenbarung und Geschichte. K. Barth: Die menschliche Arbeit unter dem Gebot Gottes des Schöpfers. Umschau. Bücherbesprechungen. Kleine Mitteilungen. Personal-Nachrichten.

Jedermann

Ich habe euch lieb, spricht der Herr.
Maleachi 1, 2.

Anlässlich einer Basler Fasnacht geschah's, daß eine beherzte kleine Schar mitten unter den sich drängenden Leuten auf der Straße zu singen anfang: «Gott ist die Liebe» und darauf auch prompt und wild zur Antwort bekam: «Das wollen wir aber jetzt nicht hören!» Man kann als erschrockener Christ aus dieser leidenschaftlichen Reaktion allerlei Schlüsse auf den «abgründigen Trotz» der menschlichen Natur folgern wollen. Man kann aber auch — weil das Wort Maleachis in Kraft besteht — nicht erschrecken und daraus nicht nur Genußsucht, sondern die eine, große Enttäuschung der Massen über den Inhalt des alten Sonntagsschulliedleins heraushören. Sie glauben ja nicht an die volle göttliche Teilnahme für sie, sie sehen ja auch an uns Christen nicht viel davon, und darum werfen sie gleich alles beiseite.

Daß der Brunnen der Liebe Gottes auf Erden aufgebrochen ist, daß dieser Brunnen nicht eine schöne Idee, sondern sehr konkret Fleisch und Blut, Person, Mensch geworden ist, das vermag keiner zu leugnen. In Jesus bekommt jeder den Mitbruder im vollsten Sinn. Sein Menschsein, seine «Persönlichkeit» besteht ja in seinem Fürunssein. Ihn jammerte des Volkes, ihn allein und ganz, denn ihn allein kann es unser aller jammern. Sein «Jammer» hat nichts mit Menschenfreundlichkeit und «strahlender Güte» zu tun. Sein Jammer ist nicht Interesse und Teilnahme, sondern Hingabe, das vollmächtige, unnachahmliche Sich-unser-Annehmen. Das weiß auch der, welcher sich in seinen wie in der andern Augen als ein erbärmlicher Wicht, als «verlorenes Subjekt» vorkäme, daß es Jesus niemals vor ihm schäudern und vor ihm zurückschrecken würde. Jesus ist so ganz solidarisch

mit einem jeden, ist so ganz unser Stellvertreter, weil er allein den Zugang zum Sünder, den wir andere eben nicht haben, hat. Und das heißt nichts anderes, als daß hier göttliche Hingabe am Werke ist, daß Gott sich in Jesus um uns müht und unsern schändlichen Widerstand gegen ihn vertilgt.

Aber nun steht diese «Botschaft von der rettenden Liebe Gottes» dem «modernen Menschen» so fern, zeigt sich, wie es ihm vorkommt, so merkwürdig spröde, so daß er, wenn dieses Lebens Schläge hageln, nur noch gegen sie ausschlagen und gegen sie fluchen zu müssen meint. Dann steigt — wie's im «Jedermann»-Spiel von Hoffmannsthal so wahr gesehen wird — in diesem verwundeten und unruhigen Herzen die leidenschaftliche Anklage gegen den «harten» Gott, der nur immer die Nichtsnutzigen und Gefallenen schlage und die «Braven» belohne, auf. Und selbst im Tode noch will sich der Mensch gegen diesen ungerichten, unbegreiflichen Gott aufbäumen. So lange und so heftig, bis einmal der Mund und der innere Aufruhr verstummt vor der immer ungläublichen Kunde, daß Gott eben nicht der harte, sondern seinen Sohn und in ihm Sich selbst Schlagende und in dieser Erniedrigung der unbegreiflich Gnädige ist. Wer diesem Wunder einmal ganz aufmerksam und willig gelauscht hat, in dem zerbricht die Anklage und macht einer unendlichen Dankbarkeit Platz. Die Gegenliebe erwacht in ihm, und so erst kommt die Liebe Gottes zum Ziel, daß sie den Begnadigten zum eigenen Leben und Handeln in der Gegenliebe und damit zu allen Mitbegnadigten erweckt.

Es gibt keine bloß passive Liebe, die man sich nur wie ein kostbares Gewand umhängen kann. Wenn zwischen zwei Liebenden der eine Partner immer stumm bleibt, dann ist hier noch keine rechte Liebe. Darum gehört unserseits das Ja-Sagen und Zugreifen zur Liebe Gottes. Sie will uns ja nicht übermannen, sie respektiert den Menschen in seinem Ja-Wort, sie wartet darauf, daß er sich auf- und dem Vater übergebe. Das ist das Wesen und Walten der Liebe.

Aber in diesem Ja gründet die besondere Gottesgeschichte eines jeden. Da gibt's nun eine Geschichte,

«Neben dem immanenten Ethos der Geschichte stehen die außerordentlichen Gerichtsakte . . . So hat antike Gottesfurcht immer wieder in geschichtlichen Katastrophen die verdiente Strafe für Hybris göttlichen oder menschlichen Rechtes erkannt. So hat das Geschlecht der Befreiungskriege den Zusammenbruch Napoleons in Rußland verstanden. Hier hat Gott gerichtet! Das drängte sich überwältigend auf . . .» «Zum Gericht kommt die Erneuerung, das Wunder der Wendung hoffnungsloser Lage. Die Wende geschieht allermeist durch die Tat eines Mannes. Die Zeit ruft nach ihm und kann ihn doch nicht hervorbringen. Er ist notwendig und doch nicht verfügbar, sondern wird geschenkt von dem Herrn der Geschichte. Daß für die Not der Notwender gesandt wird, der rechte Mann zur rechten Zeit, daß er begnadet wird zur gelingenden Tat, an solchem Wunder sind immer wieder die Mitlebenden Gottes und seiner Güte gewiß geworden.» Und Althaus schließt: «Die Selbstbezeugung Gottes in der Geschichte tut nicht wenig von seinem Wesen kund, genug, um ihn fürchten, anbeten, ihm danken zu lernen, genug um an ihm schuldig zu werden.»

Vieles, was hier gesagt wurde, läßt einen aufhören und spricht an. Von einer relativistischen Einstellung gegenüber der Geschichte ist nichts zu merken. Und doch muß eingewandt werden: gerade Sätze, die ansprechen, scheinen mir nur möglich vom Glauben her. Nur die Augen des Glaubens können die Geschichte so lesen. Nur von Christus her können und wollen und müssen wir sagen, daß etwas von Saat und Ernte in der Geschichte sichtbar wird, daß Wendungen als Gericht und Gnade erlebt werden können und nun meinetwegen auch, daß uns einmal ein großer Mann als Notwender von Gott geschenkt werden kann, wobei ich lieber an einen unpathetischen Churchill oder Montgomery denken möchte als an Leute, die immer vom Ethos der Geschichte schwatzen. (Muß man nicht bei Althaus auch stellenweise fragen: wurde das wirklich 1948 geschrieben? Nicht etwa gar 1933?) Das alles meint nun Althaus ja nicht. Das alles, was Althaus so eindringlich zu sagen weiß, meint er, und zwar expressis verbis abgesehen von Christus und abgesehen von aller Entscheidung für oder gegen Christus und abgesehen von aller Christusverkündigung. Er und mit ihm so mancher andere deutsche Dogmatiker schreibt der Geschichte Offenbarungswürdigkeit zu. Ob es nicht damit zusammenhängt, daß auch gerade der Deutsche sehr plötzlich sehr offen für das Gegenteil sein kann, offen für allerlei Relativismus, Skeptizismus und sogar Nihilismus? Ich stelle das ausdrücklich nur als Frage hin, da irgendeine schweizerische Schulmeisterei nicht in Frage kommt, weil wir auch in dieser Sache bekanntlich allzumal Sünder sind. Aber man hat es nun doch auch schon oft genug erlebt, daß Geschichte nicht mehr Offenbarung des Herrn der Geschichte ist, nein:

in der Geschichte erlebt dann der Mensch sein Geworfensein in Angst und Sorge, und Geschichte wird dann zur Offenbarung des Nichts, das da nichtet gar schauerlich . . .!

Althaus hält, um noch einmal auf ihn zurückzukommen, diese Gefahr offenbar nicht für besonders wichtig. Er scheint eher bei Karl Barth eine Gefahr zu sehen. Ihm wirft er vor: «Die Enge seiner Offenbarungslehre, ihr Christomonismus hat zur Voraussetzung die totale theologische Säkularisierung alles menschlichen Lebens . . . aller geschichtlichen Ordnungen und Normen.» Wir notieren diesen Satz vorläufig nur und werden später darauf zurückkommen.
Zäziwil. Kurt Lüthi.

(Schluß folgt.)

Die menschliche Arbeit unter dem Gebot Gottes des Schöpfers¹

In den gegenwärtigen Angriffen auf Karl Barth spielt der Vorwurf eine große Rolle, Barth liebäugle mit dem Kommunismus und gefährde dadurch in der heutigen gespannten weltpolitischen Lage die Grundlagen unserer Demokratie. Die meisten, die über Barth schreiben, kennen ihn gar nicht recht. Wenn auch nicht jedem zugemutet werden kann, die dicken Bände der «Kirchlichen Dogmatik» zu lesen, so wäre doch im Interesse der Wahrheit mehr Zurückhaltung im Urteil zu wünschen. Als Beitrag zum Verständnis von Barths Stellung gegenüber dem Kommunismus möchten wir hier aus dem letzten Band seiner Dogmatik: «Das Gebot Gottes des Schöpfers», einen Abschnitt abdrucken. Im Abschnitt «Freiheit zum Leben» behandelt Barth «das tätige Leben» und in diesem Zusammenhang auch die *Arbeit*. Unter den Kriterien «zur Bestimmung des Begriffs der gebotenen, der rechten, der im ernsthaften Sinn so zu nennenden Arbeit» führt er an dritter Stelle (nach der Sachlichkeit und der Würde) die Humanität an, daß die Arbeit menschlich, im besondern Sinn mitmenschlich sein soll. Zwei Dinge, sagt er dort, müßte sich der Mensch, wenn seine Arbeit im Lichte des Kriteriums der Humanität im Gehorsam gegen Gott getan sein sollte, verwehrt sein lassen: einmal die Gedankenlosigkeit, er könne nur für sich arbeiten, ohne es mit den andern zu tun und also auch ihnen zur Arbeit und zum Gewinn ihres Ertrages Raum zu geben, und sodann die Herrschaft der leeren Begierde nach Ueberfluß. Jene «Grundgedankenlosigkeiten» machen die Arbeit zum Konkurrenzkampf, den jeder nur für sich führt und in dem er möglichst viel erreichen will, wodurch sein Vorteil unvermeidlich zum Nachteil des andern wird. Dieser tatsächlich bestehende Kampfstadium ruft nach *Gegenbewegungen*, nach «Maßnahmen, um dem Widerstreit wenigstens gewisse Schranken zu setzen, um mitten in der Ungerechtigkeit wenigstens eine gewisse Gerechtigkeit aufzurichten, um zwischen Freiheit und Willkür, zwischen erlaubter und unerlaubter Konkurrenz, zwischen zulässigem und unzulässigem Ergreifen des eigenen Vorteils wenigstens gewisse Grenzen zu befestigen». Dann fährt Barth fort (S. 620):

Es ist klar, und das ist es, was wir uns hier positiv einzuschärfen haben, daß das Gebot Gottes, wo es gehört wird, immer der Aufruf zu solchen Gegenbewegungen sein wird. Und es ist klar, daß das in der Stimme der christlichen Gemeinde zum Ausdruck kommen muß: sie wird grundsätzlich immer da zu

¹ Karl Barth: *Kirchliche Dogmatik*. 3. Band. Die Lehre von der Schöpfung. 4. Teil: Das Gebot Gottes des Schöpfers. Evangelischer Verlag, Zollikon 1951. Eine Besprechung des Buches folgt.

finden sein, wo innerhalb dieser Situation mindestens die möglichen Vorbehalte gemacht, mindestens die möglichen Schutzmaßnahmen ins Werk gesetzt werden . . .

Wieder ist zu sagen, daß es immer noch Arbeit gibt, die nicht unter diesem System und Regime geleistet wird. Es sind ja nicht alle Menschen, um arbeiten und verdienen zu können, auf einen solchen Arbeitsvertrag mit solchen ihnen gegenüber Mächtigen angewiesen. Und es sind ja auch nicht alle solchen Mächtigen, alle Eigentümer von Produktionsmitteln, alle Arbeitgeber als solche *nur* Ausbeuter und alle solchen Mächtigen verpflichtete Arbeitnehmer als solche nur Ausgebeutete. Aber das ist nicht zu leugnen, daß der Arbeitsprozeß im großen und allgemeinen in seiner jedenfalls in unserer heutigen westlichen Welt noch kräftigen Gestalt auf dem Prinzip der Ausbeutung der Einen durch die Andern beruht, weniger drastisch gesagt: auf dem Erstreben und Erlangen von Profit, der den wirtschaftlich Stärkeren, d. h. eben den Besitzern der Produktionsmittel damit zufällt, daß sie als solche in der Lage sind, den Arbeitsvertrag der auf sie angewiesenen wirtschaftlich Schwächeren, d. h. derer, die außer ihrer Zeit und Arbeitskraft nichts in die Waagschale zu werfen haben, nach ihrem Interesse zu gestalten: selber mehr zu verdienen, als ihnen auf Grund ihrer Arbeit als den Initianten und Leitern des Ganzen zukäme, und jene weniger verdienen zu lassen, als es ihrer höher oder geringer qualifizierten, aber jedenfalls für das Ganze gleich unentbehrlichen Mitarbeit und ihrem Lebensbedarf angemessen wäre. Das ist das *soziale Unrecht* in seiner im Unterschied zur einfachen Konkurrenz weniger greifbaren, weil ja eben scheinbar auf Koordination begründeten, in freien Verträgen auf Gegenseitigkeit scheinbar sehr rechtmäßigen Gestalt, das aber gerade in seiner gewissen Scheinheiligkeit nur um so drückender und aufreizender ist, den Arbeitsfrieden nur um so gründlicher unmöglich machen muß.

Man kann auch zu seinen Gunsten das Eine und Andere vorbringen: zum Teil ganz ähnliche und die gleichen Argumente, die man auch für das Prinzip der freien Konkurrenz vorbringen kann. Sollte, wer dem andern Arbeits- und Verdienstgelegenheit verschafft, nicht, welche Gestalt er dieser als Herr seines Hauses auch geben möge, unter allen Umständen als deren Wohltäter gepriesen werden?

In den ersten Zeiten des in Rede stehenden Arbeitssystems hat man die Sache in der Tat weithin so aufgefaßt. Wem das Recht auf das Privateigentum an den Produktionsmitteln, verbunden mit dem Freiheitsrecht des Individuums, ein Prinzip von diamantener Festigkeit ist, der wird sich jedenfalls dagegen verwahren, den Begriff der «Ausbeutung» auf dieses System angewendet zu hören. Weiter: Wer auf menschliche Tüchtigkeit sieht, der wird auf mehr als eine im Rahmen dieses Systems hervorgehobene Ge-

stalt von Unternehmern aus alter und neuer Zeit hinweisen, die wahrhaftig keine bloß von der Arbeit anderer profitierenden Drohnen, sondern in ihrem Bereich selber die ersten und vielleicht auch besten Arbeiter gewesen sind. Und wer den Fortschritt der menschlichen Technik zum Maßstab nimmt, der wird auch hier einwerfen: ob, wenn der Anreiz dieses Systems einmal nicht mehr vorhanden wäre, ähnliche Anstrengungen und Triumphe, wie sie unter seiner Herrschaft stattfanden, auch fernerhin zu erwarten seien? Man kann schließlich auch geltend machen, daß manche von den Anklagen, die zur Zeit seiner Hochblüte gegen dieses System erhoben wurden, sich seither weithin erübrigt haben, daß es einen reinen, ungebrochenen «Kapitalismus» heute kaum mehr gebe. Ferner: daß mehr als eine von den Unheilsweisungen, die damals im Blick auf seine künftige Entwicklung ausgesprochen wurden (z. B. die von der zunehmenden Bereicherung von immer weniger Reichen und von der zunehmenden Proletarisierung auch des mittleren Bürgertums, von der zunehmenden Verelendung dieser Massen bis hin zu dem Proletarier, der außer seinen Ketten schließlich nichts mehr zu verlieren hat), sich seither notorisch nicht erfüllt haben. Aber was besagen alle diese Einwände gegenüber der Tatsache, daß dieses System es nun einmal zuläßt und im Prinzip fordert, daß der Mensch den Menschen mit seiner Arbeit zum Mittel seiner eigenen Zwecke, zu einem bloßen Instrument macht, und daß eben das inhuman und also Unrecht ist?

Wieder ist es so, daß es auch unter der Geltung dieses Systems und seines Unrechts an Möglichkeiten zu *Gegenbewegungen* durchaus nicht fehlt. Es gab und gibt innerhalb des Systems im Nachklang des Patriarchalismus früherer Wirtschaftsformen schöne Möglichkeiten gegenseitiger Treue zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die seinen Charakter als aktive und passive Ausbeutung da und dort fast völlig in Frage stellen und verdecken mochten. Es gab schon in früher Zeit und dann in wachsender Intensität eine real beunruhigte, mehr oder weniger verständnisvolle Aufmerksamkeit der Gesellschaft und mehr und mehr auch des Staates, die dann unter bittern Klagen der Unternehmerwelt zu Eingriffen in die Unordnung des *laissez faire laissez aller* führten, zur Beseitigung seiner schlimmsten Spitzen in Form einer immer schärferen Fabrikgesetzgebung, zur Milderung seiner größten Härten in Form von Ausbau von Kranken-, von Unfall-, von Arbeitslosenversicherungen (nach denen merkwürdigerweise kein anderer als Schleiermacher schon um 1830 gerufen hatte). Es gab weiter auf Seiten der Unternehmer selbst mehr als einen mehr oder weniger wohlüberlegten und großzügigen Versuch (der der Zeißwerke in Jena ist eine Zeitlang der berühmteste in dieser Art gewesen), mit jenem System geradezu zu brechen, einen Betrieb unter Verzicht auf das Herrenrecht des Unternehmers

auf eine Art von genossenschaftlicher Grundlage zu stellen. Es gab vor allem, vielleicht doch als kräftigstes Motiv auch für alle übrigen Gegenbewegungen dieser Art, auf dem Hintergrund der großen grundsätzlichen Analyse, Problematisierung und Kritik des Systems, die sich besonders mit dem Namen von *Karl Marx* verbunden hat, das Erwachen der Arbeiterschaft zum Bewußtsein der, sobald sie sich organisieren wollte, auch ihr gegebenen Macht; es gab ihre international in die Wege geleitete politische, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Abwehr und Selbsthilfe. Kurz: der Ausbeutung der Schwachen durch die Starken ist tatsächlich im Laufe der Zeit mehr als eine relativ wirksame Schranke gesetzt worden.

Nur daß sie beseitigt sei, daß es keine Klassen mit entgegengesetzten Interessen und also keinen Klassenkampf mehr gebe, kann man auch im Blick auf das Alles bestimmt nicht sagen. Und nun vielleicht — aber hier sind die Akten noch offen, hier wird die Geschichte erst sprechen müssen — nicht einmal im Blick auf die seither auf den Plan getretenen konsequent sozialistischen Staaten des Ostens; denn daß es dort keine Ausbeuter und keine Ausgebeuteten mehr gebe, müßte zwar nach dem Wortlaut des dort ins Werk gesetzten marxistischen Programmes so sein, ist aber damit noch nicht ausgemacht, daß es ein Privateigentum an Produktionsmitteln und ein freies Unternehmertum dort allerdings nicht mehr gibt, die Leitung des Arbeitsprozesses vielmehr in die Hände des Staates übergegangen ist. Das Unrecht, daß der Mensch den Menschen mit seiner Arbeit zum Mittel seiner eigenen Zwecke, zu einem bloßen Instrument macht, hatte bisher *jene* Grundlage gehabt und hat sie in der westlichen Welt bis heute. Es ist aber nicht ausgeschlossen, sondern es scheint Einiges darauf hinzuweisen, daß dieses Unrecht sich in anderer Form auch auf *anderer* Grundlage, nämlich auf der eines faktisch von einer regierenden und genießenden Gruppe gelenkten Staatssozialismus, fortsetzen kann.

Wieder ist zu sagen, daß das Gebot Gottes, soweit man es hören kann und will, selbstverständlich auch hier unter allen Umständen grundsätzlich der Aufruf zur *Gegenbewegung*, zur Menschlichkeit und gegen deren Verleugnung in dieser oder jener Form, und also zur Parteinahme für die Schwachen gegen jede Gestalt des Uebergrieffs der Starken sein wird. Die christliche Gemeinde hat das angesichts der neuzeitlichen, der kapitalistischen Entwicklung des Arbeitsprozesses zweifellos zu spät begriffen und hat sich damit an dem ihn charakterisierenden Unrecht mitschuldig gemacht. Es steht ihr darum heute kaum zu, den Finger vorzugsweise auf die allerdings vorhandenen Anzeichen zu legen, daß der Staatssozialismus, der sich heute als Ueberwindung jenes Unrechts ausgibt, schließlich auch nur auf eine neue, womöglich noch krassere Gestalt der Unterdrückung und

Ausnützung des Menschen durch den Menschen hinauslaufen könnte. Mag dem so sein oder nicht: die Christenheit hat jedenfalls im Westen zunächst noch genug zu tun damit, die Unordnung in ihrer *hier* immer noch maßgebenden Gestalt wirklich als solche zu begreifen, das Gebot Gottes *ibr* gegenüber in Erinnerung zu rufen und geltend zu machen, sich *ihren* Vertretern gegenüber «links» zu halten, d. h. sich grundsätzlich zu den durch diese Unordnung Benachteiligten zu bekennen, ihre Sache zu der ihrigen zu machen. Sie braucht ihre Botschaft deshalb mit keinem von den Programmen jener Gegenbewegungen zu identifizieren. Sie wird das wohlweislich unterlassen. Sollte es sich als wahr erweisen, daß auch die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln, daß auch der Staatssozialismus *das* Heilmittel der sozialen Krankheit *nicht* ist, als das man ihn einst ausgegeben hat und als das er jetzt im Osten so laut gepriesen wird, dann würde das schließlich nur bedeuten: wie alle anderen Abhilfsversuche, so verläuft auch dieser innerhalb der Situation, in der der Mensch den Menschen und seine Arbeit leider nicht als Mensch, sondern als ihm dienliche Sache zu behandeln entschlossen ist. Die Relativität auch dieses «Revolution» genannten, radikalsten Reformversuches würde dann noch einmal ans Licht stellen, daß *alles* das, was menschlich in der Richtung solcher Versuche getan und christlich für sie gesagt werden kann, nur relative Bedeutung und Kraft haben kann. Es wäre dann noch einmal klar: die Wurzel des Uebels sitzt *tiefer*, in einer menschlichen Verfehlung, aus der die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen in immer neuen Formen *notwendig* hervorgeht, so notwendig, daß sie auch durch die bestgemeinten und schärfsten Gegenbewegungen wohl aufgehalten, in ihrer Form verändert, aber eben nicht aus der Welt geschafft werden kann.

Und damit stehen wir wieder vor jenen beiden Grundgedankenlosigkeiten, die der Mensch sich durch Gottes Gebot verwehrt sein lassen müßte, wenn seine Arbeit im Gehorsam und dann auch im Frieden zwischen Mensch und Mensch geschehen sollte. Will der Mensch es sich *nicht* verwehrt sein lassen, die Mitmenschlichkeit, ohne die er nicht Mensch sein kann, zu vergessen und statt seinen echten Lebensansprüchen seinen leeren Begierden nachzugehen, dann *muß* seine Arbeit wie im Zeichen des *Konkurrenzkampfes*, so auch in dem der Ausbeutung, des offenen, durch den Kapitalismus geprägten oder auch des sozialistisch getarnten *Klassenkampfes* stehen. Es scheint nicht an dem zu sein, daß sich der Mensch jene großen Gedankenlosigkeiten verwehrt sein lassen will. Es scheint, daß wir es hier mit einer Erscheinung seines Grundungehorsams, seines letzten und tiefsten Widerstandes gegen Gottes Gebot zu tun haben. Gäbe es keine Geduld der göttlichen Weltregierung, so müßten wohl seine Folgen, der Konkur-

renzkampf wie der Klassenkampf, noch sehr viel schlimmere Gestalt haben, als es jetzt der Fall ist. Gäbe es keine göttliche Vergebung, so müßte der Mensch, der in jener Urverfehlung so hartnäckig ist, eigentlich nur schon deshalb ewig verworfen und verloren sein. Und wäre Gottes Reich nicht auf Erden gekommen, um einst als *sein Reich*, in *seiner* Kraft, in *seiner* Herrlichkeit, offenbar zu werden, dann gäbe es gerade in der sozialen Frage keine Hoffnung: nicht einmal die relativen Hoffnungen, die wir nötig haben, um uns allem zum Trotz immer wieder in der Richtung jener relativen Gegenbewegungen zu entschließen und aufzumachen und auszuharren, wenigstens im immanenten Gegensatz gegen das System, wenigstens in einer inneren, aber auch immer wieder ausbrechenden Freiheit gegenüber der ohne die große Buße offenbar nicht zu beseitigenden Ausbeutung, wenigstens in der Bereitschaft, innerhalb der bösen Voraussetzungen das Mögliche gegen das mächtige Unrecht und seine Folgen zu tun. Die christliche Gemeinde kann und muß wohl *auch* für diese und jene Gestalt des sozialen Fortschrittes oder auch des Sozialismus, immer für seine zu bestimmter Zeit an bestimmtem Ort in bestimmter Situation gerade hilfreichste Gestalt, eintreten. Ihr entscheidendes Wort kann nicht in der Verkündigung des sozialen Fortschrittes oder des Sozialismus, es kann nur in der Verkündigung der Revolution *Gottes* gegen alle «Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen» (Röm. 1, 18), d. h. aber eben in der Verkündigung seines gekommenen und kommenden Reiches bestehen.

Basel.

Karl Barth.

Umschau

Der Zwingli-Brunnen in Wildhaus.

Am 8. Juli dieses Jahres ist in der Nähe des Geburtshauses von Zwingli im «Lisighus» bei Wildhaus ein neues Zwingli-Denkmal eingeweiht worden. Neben der neuen Post ist ein kleiner Ruheplatz entstanden, der gegen die Straße durch einen schönen Brunnen abgegrenzt wird. Im Hintergrund steht ein mächtiger Block, der eine sehr gut gearbeitete Portrait-Medaille trägt, ein Werk des Berner Bildhauers Karl Hänny. Die Inschrift, bemerkenswert einfach und eindrucksvoll, lautet: «Reformator Huldrych Zwingli 1484—1531». Die Stifter des Denkmals wollen sich damit offen zu dem Zwingli bekennen, wie ihn die evangelische Kirche sieht, zum Erneuerer der Kirche und des Volkslebens aus dem Geiste des Evangeliums, also nicht in erster Linie zum Humanisten und Zürcher Politiker. Dies ist um so erfreulicher, als die Initiative zur Errichtung des Brunnens ganz von Laienkreisen ausging. Die Durchführung des Planes ist mit großen finanziellen Opfern verbunden gewesen, die sozusagen ganz von Mitgliedern der Freimaurerloge in St. Gallen getragen wurden. Die Donatoren haben den Brunnen und die Anlage dem Evangelischen Kirchenrat des Kantons St. Gallen zu

treuen Händen übergeben. Ueber die Einweihungsfeier, an der auch Prof. Dr. Farner sprach, ist in der Tagespresse berichtet worden. Wir möchten hier nur auf die historische Seite der neuen Anlage hinweisen.

Denn es handelt sich nicht um einen Zufall, daß dankbare Glieder der evangelischen Kirche gerade einen Brunnen zum Andenken an Zwingli gestiftet haben. Einer der Initianten des Werkes, der St. Galler Historiker Prof. Dr. Hans Bessler, hat nachgewiesen, daß der Brunnen die Quelle ist, die zu Zwinglis Zeiten das Lisighaus mit Wasser versehen hat. Wir haben wirklich den *Zwingli*-Brunnen vor uns. Das ergibt sich aus folgenden Überlegungen. Der Brunnen liefert jahraus, jahrein immer dieselbe Menge ganz reinen Wassers, die auch in den trockensten Sommern nie geringer wurde. Röhren, die jahrzehntelang dieses Wasser geführt, zeigten bei der Erneuerung 1948 nicht den geringsten Ansatz von Wasserstein. Dr. Hilty, Tierarzt, Besitzer der Liegenschaft «Zum Acker», auf deren Boden der Brunnen steht, erwähnt, daß seine Pferde das beim Stall zur Verfügung stehende, gewiß reine Hydrantenwasser stehen lassen und zum Lisighaus-Brunnen gehen. Nun berichtet Pfr. J. Fr. Franz in «Zwinglis Geburtsort, Beytrag zur reformatorischen Jubelfeyer 1819» über den Brunnen: «Ein klares Brunnenwasser, das auch in den trockensten Jahreszeiten nichts ausbleibt, quillt auf diesem Zwinglisbödchen und versieht die arme Bewohnerin bei ihrer frugalen Kost mit dem herrlichsten Trank.» Ein Brunnen im Lisighaus ist auch im Zinsbuch der Pfrund Wildhaus von 1534 genannt. Obwohl zwischen der Angabe von Pfr. Franz und der Nennung des Brunnens 1534 insofern ein Widerspruch besteht, als der Brunnen sich nicht direkt auf dem «Zwinglisbödchen» befindet, trifft doch seine Beschreibung nur auf den erwähnten Lisighaus-Brunnen zu. Man wußte offenbar 1534 nur von diesem einen Brunnen, der den Häusern im Lisighaus Wasser spendete. In der Tat ist auch nachgewiesen worden, daß die andern jetzt vorhandenen Brunnen spätern Datums sind. Prüft man die Liste der für den Lisighaus-Brunnen Berechtigten und Unterhaltspflichtigen, so ist das Zwingli-Haus heute noch unter den ersten Brunnengenossen aufgeführt. Aus dem allem darf man wohl mit Recht schließen, daß der Lisighaus-Brunnen der Wasserspender des Zwingli-Hauses war und daß die Familie Zwingli zur Jugendzeit des Reformators dort ihr Wasser holte. Diese Angaben sind einem Gutachten von Prof. Dr. Hans Bessler über den Brunnen entnommen.

Mit der wohl gelungenen Anlage ist Wildhaus um eine Zwingli-Stätte reicher geworden, die einen gewissen historischen Wert beanspruchen darf.

St. Gallen.

E. G. Rüschi.

Von der katholischen «Inländischen Mission».

In Ergänzung des Berichtes «Vom Schweizerischen Katholizismus» in Nr. 20 sei hier noch einiges nachgetragen aus dem Jahresbericht der «Inländischen Mission». Er verzeichnet für 1950 eine weit ausgebreitete Tätigkeit, wobei nicht nur das Vorhandene unterhalten, sondern Neues begonnen werden muß. Im Kanton Zürich gibt es zurzeit 76 katholische